



Aus dem Japanischen
von Peter Pörtner

3. Auflage 1993

© konkursbuch VERLAG CLAUDIA GEHRKE
PF 1621, 72006 Tübingen
Gesamtherstellung: Type-Druck-Rosaort GmbH
Gestaltung: Günter H. Seidel
ISBN 3-88769-041-9

1

Der menschliche Körper soll zu achtzig Prozent aus Wasser bestehen, es ist daher auch kaum verwunderlich, daß sich jeden morgen ein anderes Gesicht im Spiegel zeigt. Die Haut an Stirn und Wangen verändert sich von Augenblick zu Augenblick wie der Schlamm in einem Sumpf, je nach der Bewegung des Wassers, das unter ihm fließt, und der Bewegung der Menschen, die auf ihm ihre Fußspuren hinterlassen.

Neben dem Spiegel hing in einem Rahmen eine Portraitaufnahme von mir. Mein Tag begann damit, daß ich beim Vergleich des Spiegelbilds mit der Photographie Unterschiede entdeckte, die ich dann mit Schminke korrigierte.

Im Vergleich zu dem frischen Teint auf dem Photo wirkte das Gesicht im Spiegel blutleer; wie das einer Toten. Wahrscheinlich erinnerte mich der Rahmen des Spiegels deshalb an den Rand eines Sargs. Im Licht einer Kerze bemerkte ich Schuppen, die, winziger als die Flügel kleiner Käfer, die Haut bedeckten. Ich konnte sie mit dem langen Nagel meines Daumens, den ich vorsichtig darunter schob, abbrechen. Sie rochen wie Makrelen. Als ich so Schuppe um Schuppe abgeschält hatte und den Pyjama aufknöpfte, sah ich, daß nicht nur auf meinem Gesicht, sondern auch auf der Brust und auf den Armen Schuppen gewachsen waren. Es war unmöglich, sie alle mit dem Finger abzuschälen.

Ich entschloß mich, sie im Bad erst aufzuweichen und dann abzureiben.

Es war einmal ein Dorf in einem Tal, in dem kein Reis wuchs. Eine schwangere Frau hatte einen Fisch gefunden und verzehrte ihn, weil sie hungrig war, roh und ohne daran zu denken, ihn mit den anderen im Dorf zu teilen. Sie gebar einen schönen Sohn. Später aber wuchsen auf ihrem Körper Schuppen und sie wurde zu einem großen Fisch. Weil sie zu Lande nicht mehr wohnen konnte, führte sie fortan ein einsames Leben im Fluß. Ihr Sohn wurde von einem Alten im Dorf aufgezogen. Zu allen Zeiten verhöhnen die Knaben die Mütter der anderen im Streit. Sie streiten, ohne zu verstehen, was sie sagen: »Deine Mutter ist eine Hure!« — »Deine Mutter hat keinen Nabel!« — Jener Knabe aber mußte immer dieselben hämischen Worte hören: »Deine Mutter ist ein Schuppentier!« — Eines Tages endlich wunderte er sich darüber und fragte den Alten: »Was ist ein Schuppentier, und wo ist meine Mutter wirklich?« — Seit dem Tag, an dem er das Geheimnis seiner Herkunft erfahren hatte, widmete er sich nur noch der Frage, wie er seine Mutter zu einem Menschen machen könnte. Er kam auf den Gedanken, die Felsen in Stücke zu schlagen und Platz für Reisfelder zu schaffen. Wenn Reisfelder angelegt würden, hätte die Armut im Dorf sicher ein Ende. Der Knabe besuchte seine Mutter im Fluß und erzählte ihr davon. Sie freute sich und versprach, ihm dabei zu helfen. Der Knabe

zeichnete einen Plan und bestimmte einen Ort, an dem die Felsen zertrümmert werden sollten. Die Mutter rammte ihren großen beschuppten Leib immer wieder gegen die Felsen, die nach und nach zerbrachen. Tag und Nacht hörte sie nicht auf, ihren Leib gegen die Felsen zu rammen. Die abgerissenen Schuppen tanzten wie blutige Kirschblütenblätter in den Himmel. Das ist der Grund dafür, warum dieses Dorf, in dem kein einziger Kirschbaum stand, den Namen »Kirschblütendorf« erhielt. Schließlich waren die Reisfelder fertig, und die Menschen brauchten nicht mehr zu hungern. Die Mutter jedoch, die alle ihre Schuppen verloren hatte und wieder eine nackte Haut besaß, verblutete und starb.

Ich zog meinen Pyjama aus. Das Telefon klingelte. Ich nahm, nackt wie ich war, den Hörer ab und sagte nichts.

»Bist du es?«

fragte die Stimme eines Mannes, die ich noch nie gehört hatte.

Ich dachte kurz nach und antwortete:

»Nein.«

»Wenn nicht du es bist, wer bist du dann?«

Stumm legte ich den Hörer wieder auf.

Das war mein erstes Gespräch heute.

Mit der Spitze der großen Zehe meines rechten Fußes voran stieg ich langsam in das heiße Wasser. Wenn ich es nicht in Bewegung bringe, kann ich es ertragen, so heiß es auch sein mag. Bei geschlossenen Augen und mit angehaltenem Atem versenkte ich meinen Körper

bis über den Kopf in der langen Badewanne.
Ich öffnete die Augen. Das Wasser
zitterte wie durchsichtiges Feuer. Ich dachte:
Wasserbestattung ist gut, Erdbestattung ist gut,
aber Feuerbestattung mag ich nicht.
Ich stieg aus dem Bad. Die Schuppen waren
ganz weich geworden; mit einem Bimsstein
schabte ich sie ab. Sie ließen sich erstaunlich
leicht entfernen. Den Körper gegen
Felsen rammen, das wär' nichts für mich.
Wie gut, daß ich keinen Sohn habe.
Ich trat wieder vor den Spiegel. Die Schuppen
waren verschwunden, stattdessen hatten sich
auf der Nase viele Bläschen gebildet,
die kleiner waren als die Köpfe von Ameisen.
Ich zerdrückte sie zwischen den Spitzen
meiner Fingernägel, Weißes quoll heraus. Es roch
wie ranzige Mayonnaise. Wenn man damit
angefangen hat, kann man nicht mehr aufhören
... Draußen hatten die Vögel schon angefangen
zu zwitschern und mit den Flügeln zu schlagen.
Wenn ich nicht schnell mache, komme ich
zu spät zur Arbeit. Ich zerdrückte
das letzte Bläschen. Das Ergebnis war
keine glatte Haut, sondern eine von welken
Luftballons übersäte menschenleere
Wüstenlandschaft. Im Spiegel wurde
der Himmel hinter mir immer heller.
Wieder klingelte das Telephon. Ich nahm den
Hörer ab und schwieg.
Eine Stimme, die mir vertraut war, sagte:
»Hallo, ich bin's.«
Ich fragte, obwohl ich wußte, wer es war:

»Wer ist da?«

»Ich bin's!«

wiederholte die Männerstimme und fuhr fort:

»Ist heute abend jemand zu Hause?«

»Ja, aber nicht vor zwölf Uhr.«

Wieso wußte ich schon, daß ich erst spät
wieder zu Hause sein würde?

Ich wusch mein Gesicht mit weißem Sand.

Nur so konnte ich meine Haut, die zu einer
Wüste geworden war, wieder glatt bekommen.

Man sagt, daß dieser Sand von den Knochen
eines Dinosauriers stamme, von Knochen, die
die Wellen des Meeres lange gewaschen haben,
und die die Sonne getrocknet hat. Ich verteilte

ihn auf meine Handflächen und legte diese auf
mein Gesicht; sie fingen durch das Fleisch

hindurch mit meinen Knochen ein Gespräch
an. Ich konnte die Form meines Schädels in

meinen Händen genau spüren. Außer der aus
Licht gewordenen Haut und des aus Wasser
gewordenen Fleisches gibt es noch einen

Körper. Aber solange ich lebe, kann niemand
diesen Körper umarmen.

Manchmal gelingt es mir, den Schädel eines
anderen zu sehen.

In solchen Augenblicken verliebe ich mich.

Ich verteilte eine Milchlotion auf der trockenen
Haut. Mein Spiegelbild sah dem Photo endlich

einigermaßen ähnlich. Diese Lotion ist übrigens
kein pharmazeutischen Produkt, sie ist aus

echter Muttermilch hergestellt. Deswegen macht
sie nicht nur die Haut glatt, sondern wirkt

insgesamt beruhigend und stärkend.

Nach Beendigung des Make-up kämmte ich mich. Ich kämmte gründlich die im Traum durch den Wind herbeigewehten Sporen von Giftpilzen und die Hülsen geflügelter Käfer aus den Haaren. Als Kind habe ich mir die Haare möglichst selten gekämmt. Weil ich dabei immer das Gefühl bekam, mir würde der Kopf ausgeleert. In Wirklichkeit denken wir nämlich nicht mit dem Kopf, sondern mit den Haaren. *Nach dem Kämmen die Haare hochbinden!* hatte der Schullehrer immer gesagt, weil er sich vor den Haaren der Kinder fürchtete. Man sagt, in den Haaren stecke eine geheimnisvolle Kraft. Früher hat man sich ein Bündel Haare abgeschnitten und es jemandem, der auf Reise ging, als Talisman geschenkt. Man glaubte, daß man von Krankheiten geheilt würde, wenn man die Haare Fremder berührt. In einem Dorf gab es einmal eine sehr gefräßige Frau. Weil sie gerne arbeitete und ein gutes Herz hatte, wurde sie von allen geliebt. Jeden Tag aß sie so viele Schalen Reis, daß die Männer darüber erstaunt waren. Aber sie ließ niemanden dabei zusehen. Spät in der Nacht saß sie allein in einer Scheune und aß. Eines nachts aber spähte ein Mann heimlich in die Scheune und sah, daß die Haare der Frau Schlangen waren und Reis aßen. Der Mann war wie von Sinnen, holte ein Gewehr und erschoss die Frau.

Die Haare, sagt man, seien ein toter, hart gewordener Teil der Haut. Ein Teil meines Körpers ist also schon gestorben.

Das Photo von mir, das an der Wand neben dem Spiegel befestigt war, hatte Xander vor ein paar Jahren aufgenommen. Eines Tages war er mit drei Leica-Kameras in einer Tasche, die ihm von der Schulter hing, vor mir aufgetaucht. Das war die erste Begegnung zwischen dem Photographen und seinem Modell. Er sagte, daß er lieber Politiker photographiere, aber weil er davon allein nicht leben könne, suche er heute im Auftrag eines Reisebüros Motive für Werbeplakate. Er reichte mir eine selbstgemachte Visitenkarte. »Xander«. Ich wußte nicht, wie man das X ausspricht; da der Name aber damit anfangt, konnte ich gar nichts sagen. Xander hatte sich schon neben seine Tasche gehockt und angefangen, daraus eine Kamera und andere Utensilien herauszuholen. Mein Blick hing wie festgenagelt an dem Buchstaben X. Bis zu dem Tag, an dem ich erfuhr, daß dieser Name eine Abkürzung von Alexander war, quälte mich jene Frage, die man in mathematischen Lehrbüchern findet: welchen Wert hat X? — Durchein? Dann hieß es »Durcheinander«. Mitein? Dann hieß es »Miteinander«. Ich konnte mich aber des Gefühls nicht erwehren, daß es daneben noch schrecklichere Wörter geben müsse. Als mich das Kameraauge geradewegs anblickte, wendete ich mich verlegen ab, als hätte mich jemand dabei ertappt, wie ich in den Spiegel schaute. Nach dem Erlöschen des Blitzlichts sah ich nur noch das dunkle Loch der Kameralinse.

»Sie brauchen sich nicht zu erschrecken.
Eine Kamera ist doch kein Gewehr.«

Ich versuchte, gelassen in die Kamera zu
sehen, wie in ein Loch in der Wand.

Xander sagte:

»Schauen Sie in die Kamera!«

Die Linse versuchte mich einzufangen; meine
Augen wurden zu Fischen aus Licht und
versuchten, in die Luft zu fliehen.

»Ich möchte die Aufnahme für ein Plakat
verwenden. Können Sie nicht ein bißchen
japanischer dreinschauen?«

Wieder leuchtete das Blitzlicht auf. Die Kamera
schnitt die Zeit in dünne Scheiben, wie ein
Küchenmesser Fleisch schneidet. Diese
Scheiben kann man in die Hand nehmen.
Eine nach der anderen kann man anschauen
und essen. Zum Genuß oder als Alibi. Aber
warum brauchte ich ein Alibi? Ich konnte damals
noch nicht ahnen, daß ich in diese Mordsache
verwickelt werden würde. Xander sagte:

»Sie müssen Ihre Augen auf die Kamera
gerichtet halten.«

Ich und die altehrwürdige Leica mir gegenüber,
die mir in die Augen hineinblicken wollte. Falls
sie wie ein Psychiater die Geheimnisse meiner
Seele ergründen wollte, konnte ich ganz ruhig
bleiben; denn ich hatte keine Geheimnisse.
Aber diese Kameralinse wollte meine Haut
einfangen. Xander befahl:

»Seien Sie ganz locker!«

Die Kamera bestimmte die Position ihres Ziels
und dessen Entfernung. Xander sagte mit
scharfer Stimme:

»Lächeln Sie!«

Ich versuchte, die Muskeln meines Gesichts zu
einem Lächeln anzuspannen, aber es mißlang
mir. Wenn man liebt, verzerrt sich das Gesicht,
und man kann nicht mehr natürlich lächeln.
Lag es daran?

»Warum machen Sie so viele Aufnahmen?«

»Dann ist die Chance größer, daß eine
gelingende dabei ist.«

»Bei einer so guten Kamera wie Ihrer
müßte doch eine einzige genügen!«

»Bitte sprechen Sie nicht.

Sie verderben die Aufnahmen.«

Als säße ich beim Zahnarzt. Die Kamera
versuchte mich zu behandeln; sie versuchte,
meinen Körper dem Tod zu entziehen, indem
sie ihn in Papier einbrannte. Das Blitzlicht
leuchtete auf. Xander sagte:

»So. Das dürfte genug sein.«

Sein Gesicht tauchte da auf, wo gerade noch
die Kamera gewesen war. Es sah dem meinen
sehr ähnlich.

Ein paar Tage später kam Xander mit seiner
Kamera in meine Wohnung. Er sagte:

»Sie sind nicht drauf; auf den Bildern.«

»Wieso? War die Kamera kaputt?«

»Die Kamera war in Ordnung.

Der Hintergrund kommt sehr schön heraus.
Aber Sie sind nicht drauf.«

Eine Zeitlang sagten wir beide nichts.

»Das kommt sicher daher, daß Sie nicht
japanisch genug empfinden.« Ich sah ihn
erschrocken an und fragte:

»Glauben Sie wirklich, daß die Haut eine Farbe hat?«
Xander lachte.
»Was für eine Frage.
Oder glauben Sie vielleicht, daß die Farbe von Ihrem Fleisch kommt?«
»Das Fleisch hat auch keine Farbe. Die Farbe entsteht durch das Spiel des Lichts auf der Hautoberfläche. In uns gibt es keine Farbe.«
Xander antwortete:
»Aber das Licht spielt auf eurer Haut anders als auf unserer.«
»Das Licht spielt auf jeder Haut anders; bei jedem Menschen, in jedem Monat und an jedem Tag.«
»Aber dafür hat jeder eine eigene Stimme in sich. In uns...«
»In uns gibt es keine Stimme. Nur die Luft außerhalb unseres Körpers vibriert.«
Xander dachte mit gesenktem Kopf eine Weile lang nach, hob dann wieder sein Gesicht und fragte:
»Darf ich Sie schminken?«
Er begann, eine weiße Creme auf mein Gesicht aufzutragen, so dick, daß sie alle meine Poren verstopfte, und die Haut nicht mehr atmen konnte. Mit einem feinen Pinsel zeichnete er meine Lidränder nach; vorsichtig wie ein Archäologe, der Erde von einer ausgegrabenen Tonscherbe entfernt. Dann trug er auf die Stelle, wo mein Mund ist, ein Rot auf, das sich von der Farbe meiner Lippen in nichts unterschied.

»Ich färbe Ihnen auch die Haare noch schwarz.«
»Warum wollen Sie schwarze Haare schwarz färben?«
»Weil ungefärbte Haare im Blitzlicht weiß wie die einer Greisin aussehen.«
»Dann photographieren Sie ohne Licht.«
»Aber ohne Licht kann ich nichts aufnehmen.«
Nachdem er meine Haare gefärbt hatte, schrieb Xander ein X auf meine Wange.
»Als ich ein kleiner Junge war, markierte ich alles, was mir wichtig war, mit einem X. Damit es mir gehörte.«
Nun küßte Xander dieses Zeichen, stellte mich vor eine Wand und betätigte dann den Auslöser so unbekümmert wie einen Gewehrabzug. Der Buchstabe X fraß sich in mein Fleisch. Er machte dem Spiel des Lichts ein Ende, und die Gestalt einer Japanerin war auf Papier geätzt.

3

In Wirklichkeit war ich kein Photomodell. Ich war nur eine ungeprüfte Übersetzerin und mußte oft auf Arbeit warten. Jeden Tag, nach Beendigung der Toilette, ging ich ins Büro und wartete, ob Aufträge hereinkommen. Wenn ich einen ganzen Tag vergeblich auf einen Anruf gewartet hatte, kehrte ich am Abend wieder nach Hause zurück, ohne etwas getan zu haben. Wenn ich aber einen Auftrag bekam, trank ich einen Schluck Whisky und ging an die Arbeit.

Die Konturen der Frau zeichneten sich in der Form eines Schlüsselochs vor der Dunkelheit ab. Es roch nach Verbranntem. Ich dachte, ich müsse mich sofort in Sicherheit bringen, aber mein Körper war wieder warm geworden, und meine Müdigkeit hielt mich zurück.

»Es stimmt nicht, daß man nicht mehr zu leiden braucht, wenn man tot ist. Der Mensch sehnt sich, wenn er tot ist, nur umso mehr.«

Die Frau hatte ihre Hand unter der Decke auf meine Brust gelegt.

Mein Körper wurde zu Stein.

»So, schließe die Augen.«

Als ich die Augen schloß, sah ich eine Wüste. Ich fühlte mich wie gefesselt und konnte mich nicht bewegen. Die Frau streichelte, wie ein südlicher Wind, meine Brüste.

»Strecke deine Zunge heraus, laß mich deine Zunge lecken.«

Das Bett verwandelte sich in einen Schlitten, der von schwarzen Ratten durch eine Wüste gezogen wurde. Den Ratten wuchsen Flügel. Sie wurden zu Fledermäusen.

Von den Fledermäusen gezogen, flog der Schlitten in den Himmel.

Daß Sterben ein so angenehmes Gefühl ist! Bei diesem Gedanken überfiel mich Angst. Ich wollte schreien, aber eine große Hand hielt mir den Mund zu.

»Du darfst nicht schreien.

Du bist doch stumm.«

Ich konnte nicht atmen und stieß die Frau weg. Ich war enttäuscht, daß sie so einfach umfiel. Ich richtete mich auf und sah zu ihr hinunter. Ich fühlte mich stark wie ein fünfjähriger Junge. Die Frau sagte:

»Ich will nicht allein sterben.«

Sie drehte sich weg von mir und schluchzte. Ihre Stimme zog alle Kraft aus meinen Knien, und meine Augen wurden so heiß, als würde ein Feuerstab in sie eindringen. Ich stieg aus dem Bett, kniete mich auf den Boden und strich ihr über den Rücken, der sich hart und kalt wie ein Schildkrötenpanzer anfühlte. Unter meiner Hand wurde er allmählich weicher und wärmer. Nach einiger Zeit hob sie ihren Kopf und sagte: »Geh jetzt nach Hause und komme morgen wieder. Wenn du morgen wiederkommst, gebe ich dir dies zurück.«

Sie zeigte mir, was sie in ihrer Hand hielt. Es war meine Zunge.

5

Nach Hause zurückgekehrt, schaltete ich das Licht ein. Ich erinnerte mich daran, daß Xander telephonierte hatte. Zigarettenqualm schwebte im Zimmer. Xander saß auf dem Sofa und rauchte. »Weiß sie, wie spät es ist?!«

Ich schaute auf meine Uhr, aber die Zeiger waren verschwunden. Ich wusch mir mit kaltem Wasser die Schminke vom Gesicht.

»Kein Mensch arbeitet so lange!«

Der nächste Tag war ein Feiertag.
Das Klappern von Geschirr weckte mich auf.
Xander kochte in der Küche Kaffee.
Ich blickte in den Spiegel. Die Frau sah gesund
und kräftig aus; ganz wie die auf dem Photo.
Die Wangen leuchteten wie Pfirsiche. Die
Lippen hatten sich in die Form eines Lächelns
gefunden, obgleich ich mich nicht danach
fühlte. Ich malte mir Spuren von Schlafmangel
unter die Augen. Und zog mit einem weißen
Lippenstift meine Lippen nach, so daß es
aussah, als wäre kein Blut in ihnen.
Zuletzt rieb ich die Augenränder mit Essig ein.
Die Haut schrumpfte und fältelte sich.
Ich zerriß das Photo und ging in die Küche.
Xander schaute aus dem Fenster.
Sein Name dröhnte in meinem Schädel und
wollte heraus. Er fand aber keine Stimme. Ich
holte Milch aus dem Kühlschrank und wärmte
sie auf. Xander drehte sich um und legte seine
Hände auf meine Schultern. Als er aber die
Milch sah, rannte er aus der Küche. Er kann
den Geruch warmer Milch nicht ertragen.
Der Geiger und die Seidenpuppe saßen in
Feiertagsgewändern schon an ihrem
Puppentischchen.
»Ist ihr gestern etwas zugestoßen?«
Er wartete ziemlich lange auf eine Antwort, gab
es aber schließlich mit einem Seufzer auf:
»Sie benutzt die Worte nicht mehr, die er ihr
beigebracht hat.«

Ich schnitt Brot. Xander aß nichts. Das Brot
schmeckte mir nicht, es war zu frisch und zu
feucht. Ich hatte Lust auf trockenes Brot; so
trocken wie Kohle sollte es sein.

»Darf er heute mit ihr dahin gehen, wo sie
gestern war?«

Ich nickte.

Wir gingen durch die menschenleere Stadt bis
zum Hotel. Von dort aus war mir der Weg gut
bekannt: Aus dem Hinterausgang heraus, an
der Ampel über die breite Straße, dann in die
schmale Gasse rechts. Das Pflaster und die
Fassade des alten grauen Gebäudes glänzten
hell in der Morgensonne, die alles Rätselhafte
verscheucht hatte. Die Kellerfenster hatte ich
schon aus der Ferne erkannt.

In den Fenstern fehlten die Scheiben, über die
Eisengitter spannten sich Spinnweben.

Ich bückte mich und schaute hinein.

Nur schwarze, verkohlte, umgestürzte Gegenstände.
Auf den Boden war mit Kreide der Umriß
eines Menschen gezeichnet. Auch die Wände
waren angekohlt und schwarz.

»Hier?«

Xander war erstaunt. Ich nickte. Eine alte Frau
kam die Treppe herunter und sah uns
mißtrauisch an.

»Was suchen Sie hier?«

Xander wies mit seinem Kopf in Richtung der
Kellerwohnung:

»Was ist hier passiert?«

»Da hat sich vor einem Monat eine Frau
verbrannt und seither hat sich da nichts

verändert. Angeblich überprüft man auch, ob es ein Mord war. Man müßte das Rattenloch endlich mal aufräumen, daß sich keine Landstreicher da einnisten. Ich habe nämlich gerade gestern abend wieder Stimmen gehört. Ich hatte wirklich Angst. Ich wohne nämlich gleich darüber.«

Xander fragte:

»Wer war sie?«

»Sie war ungefähr fünfundvierzig Jahre alt, hat alleine gewohnt und war sehr schweigsam. Wir haben uns zwar begrüßt, aber kein einziges Mal miteinander gesprochen. Sie soll in einem Hotel gearbeitet haben. Ich glaube nicht, daß es Mord war.«

»Weshalb nicht?«

»Es gab doch keinen Grund, sie umzubringen.«

»War es also Selbstmord?«

»Sie fühlte sich vielleicht einsam, weil sie alleine lebte.«

»Aber es könnte doch auch ein Unfall gewesen sein. Vielleicht haben ihre Haare Feuer gefangen, als sie sich eine Zigarette anzündete.«

»Möglich. Jedenfalls ist es nicht gut, wenn eine Frau alleine lebt.«

»Sie sagten, daß es vor einem Monat passiert ist?«

»Ja, genau vor einem Monat.«

Als ich mir auf dem Heimweg die Augen rieb, bemerkte ich, daß sie naß von Tränen waren. In einem Schaufenster spiegelte sich mein Gesicht. Die Augen waren rot und geschwollen, das Gesicht erinnerte an einen Garten nach einem Sturm.

Nachts, während Xander schlief, ging ich noch einmal zu der grauen Kellerwohnung. Als ich in der Ferne jemanden Tonleitern auf einem Saxophon üben hörte, begann ich zu rennen. Die Kellerfenster waren matt erleuchtet. Ich ging die dunkle Treppe hinunter und klopfte an die Tür. Die Tür öffnete sich lautlos. Die Frau kam heraus und umarmte mich. Ich atmete noch heftig; beim Einatmen dehnte sich mein Körper, beim Ausatmen schrumpfte er wieder zusammen.

»Schön, daß du gekommen bist. Wenn du nicht gekommen wärest, hätte ich mich sehr einsam gefühlt.«

Im Zimmer war alles genauso wie in der Nacht zuvor, und das, was ich am Morgen gesehen hatte, kam mir wie ein Traum vor. Auf dem Tisch brannte eine Kerze. Die Frau goß mir ein Glas Rotwein ein. Der Wein roch wie Blut. Die Frau schnitt mir Brot ab. Das Brot war trocken und schmeckte wie Kohle. Diesmal fand ich es köstlich. Vier schwarze Ratten kamen und holten sich die Krümel.

Die Frau sagte:

»Wie dicht der Nebel ist. Die Stadt sieht wie ein Dschungel aus.«

Sie streichelte meinen Handrücken. An den Stellen, an denen sie mich gestreichelt hatte, wuchsen mir glänzende Schuppen.

Sie leuchteten rot und grün.

Die Frau blies die Kerze aus.

Jetzt leuchteten nur noch meine Schuppen.

»Höre mir gut zu. Ich rede zu dir, weil außer dir keiner mehr meine Sprache versteht.«

Ich fühlte ihren Atem wie Nachtwind
in meinem Gesicht.

»Am Anfang werden alle deine Schuppen
bewundern. Man wird dich darum beneiden,
und du wirst glücklich sein. Eines Tages wird
jemand plötzlich sagen, daß er dich umbringen
wird, alle werden unversehens anfangen, dich
zu hassen. Du wirst große Angst haben, und
dein Rückgrat wird weich werden und sich
nicht mehr gerade halten können. Dein Kopf
wird nach vorne kippen. Dann wird es schon
zu spät sein.

Alle werden Steine nach dir werfen.

Die Steine werden auf deinen Kopf prasseln
wie auf eine hölzerne Trommel.

Und du wirst bemerken, daß sie damit
die Gebete zu deiner Beerdigung begleiten.«

Die Frau umspannte mein Gesicht mit ihren
beiden Händen.

Man hörte einen knisternden Ton;
der kam von den Schuppen, die mir wuchsen.
Sie waren kalt und fühlten sich rauh an.

Die Frau fuhr mit ihren knöchigen Fingern
durch meine Haare, da rauschte der
Flügelschlag von Fledermäusen auf. Mein Kopf
wurde mir schwer, Müdigkeit überkam mich.

»Du bist müde. Leg' dich in mein Bett und
schlafe ein wenig.«

Kaum hatte sie dies gesagt, sprang die Tür
krachend auf. Ein Hund bellte. Die schwarzen
großen Schatten zweier Männer stürzten auf
mich und warfen mich zu Boden.

Ich schrie lautlos.

Eine Männerstimme rief:

»Was suchen Sie hier?«

Das Zimmer wurde hell. Es war verkoht und
leer. Mitten auf dem Boden, lag ich.

Der Schäferhund roch den Weingeruch aus
meinem Mund und fletschte die Zähne.

Hinter ihm standen zwei Männer in Uniform.

Die Möbel waren weg, und auch die Frau
war verschwunden.

»Ihren Ausweis!«

sagte einer der Männer, der einen buschigen
Bart hatte. Ich richtete mich auf.

Meine Kleidung war voller Ruß.

»Wie heißen Sie?«

Ich versuchte, den Ruß abzuwischen. Aus dem
buschigen Bart brüllte es:

»Hören Sie nicht? Ich frage, wie Sie heißen!«

Der andere sagte:

»Sie versteht dich nicht.«

»Scheint krank zu sein. Schau dir das Gesicht
an. Sie sieht aus wie ein Gespenst.«

»Ein Flüchtling.«

»Mit dem Vorfall hat sie jedenfalls nichts zu tun.

Lassen wir sie in Ruhe!«

Der mit dem buschigen Bart klopfte mir mit
einem Knüppel, den er in seiner Hand hielt,

dreimal auf den Rücken:

»Geh' schnell nach Hause. Wenn du hierbleibst,
wirst du verkauft...«

Als der andere dies hörte, lachte er schrill wie
eine Sirene auf.

keine Anhaltspunkte ergeben hatten.
Man ginge nun von Selbstmord aus.
Anscheinend muß das Gesicht einer
Selbstmörderin häßlich gemacht werden.

8

Der Spiegel, der umgedreht neben der
Photographie gehangen hatte, war ein
Abschiedsgeschenk meiner Mutter gewesen.
Einen Monat vorher war ich nach längerer Zeit
nach Japan geflogen. Meine Mutter war nicht
zum Flughafen gekommen. Schon früher hatte
sie immer gesagt, daß sie niemals an einen
Flughafen kommen würde, weil der Lärm der
Flugzeuge sie an den großen Bombenangriff
auf Tokyo erinnere. Sie hatte bei diesem Angriff
ihre ganze Familie verloren.

Es war eine seltsame Flugreise. Als ich nach
der langen Flugreise endlich zuhause ankam
und mit unglaublichen Erinnerungen an die Tür
klopfte, blieb es im Haus ganz still.

Ich versuchte die Tür zu öffnen. Sie war
nicht verschlossen. Innen war es dunkel.
Ich schaltete das Licht an und schob eine
Schiebetür beiseite; das kleine Zimmer
wurde ganz von einer großen Maschine
eingenommen, die aus einem Webstuhl und
einem Fahrrad zusammengebaut war. Meine
Mutter reckte ihren Oberkörper und starrte wie
eine Blinde in die Luft.

»*Okaasan, watashi yo!* — Mutter, ich bin es!«

Ich hatte lange nicht japanisch gesprochen; in
dem Wort *okaasan* traf ich die wieder, die ich
einmal gewesen war, von dem Wort *watashi*
an hatte ich das Gefühl, meine eigene
Simultanübersetzerin zu sein.

Meine Mutter schaute mich an, ohne daß sich
ihr Gesichtsausdruck veränderte. Ganz so, als
wüßte sie nicht, wer ich sei. Dann stand sie
langsam auf und sagte, nachdem sie eine
Weile nachgedacht hatte:

»Ach, du bist es?«

Zwei Tränen rollten aus ihren Augen, aber ihr
Gesicht blieb ausdruckslos. Mir kam die Szene
aus einem europäischen Film in den Sinn, in
der sich eine Mutter und ihre Tochter beim
Wiedersehen umarmen.

Aber hier waren wir in Japan, wo man
den Körper der Mutter nicht berührt.

Ihr Gesicht war mit Schuppen bedeckt, die hell
schimmerten. Ich sagte:

»Du siehst gut aus. Man hat den Eindruck, daß
du jünger geworden bist.«

Sie zeigte mit dem Finger auf die seltsame
Maschine und antwortete:

»Weil ich jeden Tag trainiere.«

Sie krepelte einen Ärmel hoch und zeigte mir
ihren muskulösen Arm:

»Ich habe aber nicht nur Muskeln bekommen;
im Hals hat sich ein hysterischer Knoten
gebildet, der schmerzt und mir das Atmen
schwer macht.«

Ich wußte nicht, was ein hysterischer Knoten ist,
hatte aber nicht den Mut zu fragen. Ich griff mir

erschreckt in die Haare, als meine Mutter wissen wollte, warum sie so dünn geworden seien. Sie fragte:

»Und woher kommt der rötliche Glanz?«

»Wahrscheinlich vom Licht.«

»Wieso vom Licht?«

»Das Licht ist dort anders. Darum haben sich die Haare auch verändert.«

»Ja, das ist möglich...«

Die Mutter schaute traurig mein Haar an.

»Was ist das für eine Maschine?«

»Eine Trainingsmaschine. Für body building.«

»Warum hast du so etwas gekauft?«

»Weil ich nichts anderes zu tun habe. — Es wäre doch furchtbar, wenn ich krank würde und deiner Karriere im Weg stünde. Deshalb trainiere ich jeden Tag.«

»Das *schadet* doch der Gesundheit.«

»Und wie es der Gesundheit schadet! In den Zeitschriften steht zwar, daß, wenn sich Muskeln bilden, die weiblichen Hormone abnehmen und mit ihnen auch die Depressionen verfliegen, aber das ist alles gelogen. Das Atmen fällt einem nur schwerer. Wegen des hysterischen Knotens. Ich habe das Gefühl, daß ich, wenn du nicht da bist, nach und nach die Worte vergesse.«

Ich bemerkte, wie sie ihren Blick über meinen Körper streifen ließ:

»Warum hast du so ein asiatisches Gesicht bekommen?«

»Du redest Unsinn, Mutter. Das ist doch selbstverständlich. Ich bin eine Asiatin.«

»So habe ich es nicht gemeint. Du hast ein fremdes Gesicht bekommen; wie die Japaner, die in amerikanischen Filmen auftreten.«

Ich blickte mich im Zimmer um. Es gab keinen Spiegel. Deswegen hatte die Mutter ihre Schuppen noch nicht bemerkt.

»Wofür benutzt du jetzt mein altes Zimmer?«

Statt zu antworten fragte sie:

»Warum schneidest du deine Haare nicht?«

Ich antwortete nicht.

»Warum schneidest du deine Haare nicht?

Man sagt, daß lange Haare vom Todesgott gepackt werden.«

Ich wollte mein altes Zimmer unbedingt noch einmal sehen.

Als ich die Schiebetür zu meinem geliebten Kinderzimmer öffnete, drang mir Schimmelgeruch in die Nase. Das Fenster war verschwunden. Auf dem Bett lagen die Stoffpuppen wie Tote auf dem Schlachtfeld in ihren Eingeweiden. In der Ecke waren einige Holzkästen aufeinandergestapelt. Ich nahm einen Deckel ab: Windeln und Lätzchen, auf denen Schimmel wuchs.

»Was ist das?«

»Dein Kinderzeug.«

»Warum wirfst du das nicht weg? Es ist doch voller Schuppen.«

»Du meinst Schimmel.«

Mutter hatte nie etwas weggeworfen. Sie hatte immer nur gesagt, wer im Krieg aufgewachsen ist, der wirft nichts weg.

Sie nahm die Lätzchen in die Hand und streichelte sie wie etwas sehr Wertvolles.
»Du warst mit fünf Jahren noch nicht entwöhnt. Sogar wenn wir Gäste hatten, hast du nach der Brust geweint und mich in Verlegenheit gebracht.«

Ich konnte mich an die Brust der Mutter nicht erinnern. Wann hatte ich ihren Körper zum letzten Mal berührt?

»Ich habe mir beim Arzt Rat geholt. Er hat gelacht und zu dir gesagt: ‚Mädchen tun so etwas nicht! Was hast du damals gedacht, als du dem Arzt das Porzellanspielzeug, das du in der Hand hieltest, mit aller Kraft ins Gesicht geworfen hast. Du hattest ihn verwundet, er wurde furchtbar zornig, sah wie der Höllenfürst aus und schrie:

„Ich reiße dir die Zunge heraus!“

Ich konnte mich nicht erinnern.

In einer Zimmerecke stand ein rostiger Vogelkäfig, in dem dünne weiße Knochen verstreut lagen. Die Knochen meiner Ratte, die zehn Jahre vorher gestorben war.

Die Mutter sagte heiter:

»Das sind die Knochen von *Kuma*.

Erinnerst du dich?«

»Wirf sie doch bitte weg.«

»Ich dachte, wenn sie zurückkehrt...«

»Wer kehrt zurück? Ich jedenfalls nicht mehr.«

»Vielleicht kommt meine Tochter doch noch zurück. Sie macht Karriere, dann kommt sie bestimmt zurück.«

»Ich komme nicht mehr zurück. Und wenn ich doch zurückkomme, dann bin ich eine andere.«

»Du, wer bist du?«

»Was redest du? *Ich* natürlich.«

»Seit wann kannst du dich so leichthin *ich* nennen?«

Sie kauerte sich plötzlich nieder und fing zu weinen an.

»Wie soll ich mich denn sonst nennen?«

»Warum sprichst du so eigenartig?«

Die Mutter weinte wie eine zerbrochene Flöte.

»Mutter, hören wir auf, an früher zu denken.

Überlegen wir lieber, was jetzt noch hilft.«

»Jetzt noch? Wann ist das?«

»Wenn du weinst, wachsen dir Schuppen.«

»Ich warte nur noch auf das Sterben. Du hast Arbeit, du hast Freunde. Aber ich habe alles weggeworfen, um dich großziehen zu können!«

Mit ihrem ziemlich schmalen Rücken schien sie jetzt in ihrer Kleidung zu versinken.

»Mutter, ich habe keine Arbeit.«

»Aber du schreibst mir in deinen Briefen doch immer ausführlich von deiner Arbeit.«

»Das habe ich doch alles nur erfunden.«

»Du brauchst keine Karriere zu machen. Warum willst du noch länger dortbleiben? Bleib hier. Geh' nicht mehr dahin!«

Eine Fliege hatte sich ins Zimmer verirrt.

Die Mutter zielte mit einer Fliegenklappe und die Fliege klebte tot an der Wand.

Mutter haßt alle Dinge, die wie Flugzeuge durch die Luft fliegen. Seit mich ein Flugzeug mitgenommen hatte, war Mutter alleine.

Sie schaute auf die Uhr und sagte:

»Zeit zum Trainieren!«

Ihre Uhr hatte keine Zeiger. Die Mutter setzte sich auf die Trainingsmaschine und begann in die Pedale zu treten. Die Pedale bewegten eine Kette, die Kette bewegte ein Zahnrad, dieses bewegte ein weiteres Zahnrad, schließlich hörte man eine Art Orgelmusik. Seltsamerweise hatten die Töne weder Höhe noch Länge, sie entstanden aus der Ferne wie Windhosen in der Wüste, wickelten sich um mich und begannen mich im Kreis zu wirbeln. Mir wurde schlecht, ich fühlte mich betrunken wie nach einem Fest, ich wollte mich übergeben, aber aus meinem Mund flog nur — Lachen. Es war lustig; daran war nichts zu machen. Bei jeder Umdrehung wurde ich ein Jahr jünger. Vorne und hinten verschwanden. Ich konnte nichts mehr sehen. Meine Kniee wurden weich. Meine Fersen wurden weich. Ich konnte nicht mehr stehen. Lippen und After wurden heiß. Ich schrie wie ein Säugling; den Schrei eines sterbenden Säuglings, der von der Vagina der Mutter eingesogen wird. Ich schrie, als ich in dem dunklen Loch der Windhose verschwand. Ich nahm meine letzte Kraft zusammen und fluchte meiner Mutter:

Tod den Schuppenträgerinnen!

Damals verwandelte ich mich in eine Schuppenträgerin und fiel in meine Vagina, das dunkle Loch der Windhose.

In Wirklichkeit war ich gar keine Dolmetscherin; hin und wieder habe ich eine Dolmetscherin imitiert. In Wirklichkeit war ich nur eine Typistin. Jetzt, wo ich meine Zunge verloren hatte, konnte ich nicht einmal mehr eine Dolmetscherin imitieren. Meine Aufgabe beschränkte sich darauf, schwerverständliche Worte auf das Papier zu schlagen. Wenn ich einen halben Tag lang getippt hatte, war mein Rücken wie ein Schildkrötenpanzer. Nachmittags konnte ich meinen Kopf nicht mehr bewegen. Abends wurden meine Finger kalt. Dennoch tippte ich auf der billigen, mechanischen Schreibmaschine weiter. Die Arme, die die Schrifttypen trugen und die jedesmal, wenn ich eine Taste drückte, hochschnellten, erinnerten mich an die Arme von Ertrinkenden. Um Mitternacht konnte ich dann nichts mehr sehen. Ich tippte blind weiter. Ich bekam immer mehr Aufträge, weil Typistinnen, die die Stimmen der Geister in Buchstaben umsetzen, in der letzten Zeit immer weniger geworden waren. Zeit zu schlafen hatte ich selbstverständlich keine. Hin und wieder nickte ich über der Schreibmaschine ein. Wenn ich dann wieder aufwachte, schrieb ich die Fortsetzung. Man kann sagen, daß ich für den Rest des Lebens meine Zunge jener Frau geschenkt hatte. Jede Nacht hörte ich aufmerksam auf ihre Stimme und schrieb ihre Worte nieder.

Nur pubertierende Mädchen können sich nicht schminken, wenn sie keinen Spiegel haben. Erwachsene Frauen brauchen keinen. Die Stellen, wo Haut ist, lassen sich ertasten. Man streckt die Hand aus und spürt, wo diese Welt aufhört; da ist meine Haut. Die Haut ist eine Membrane, die diese Welt von jener Welt trennt. Ich trage, bis die Haut durchsichtig wird, eine spezielle Schminke auf. Natürlich reicht es nicht, nur das Gesicht einzureiben, denn wenn man nur das Gesicht nicht mehr sehen kann, sieht der Körper wie geköpft aus. Deshalb übergehe ich keine Stelle.

Wenn die Haut schließlich durchsichtig geworden ist, erscheint dahinter die Gestalt jener toten Frau.

Ich schminke mich immer vor dem Zubettgehen.

Weil ich nicht aus dem Haus gehe, fragen sie verwundert:

»Hast du keinen Geliebten?«

Aber ich habe keine Zeit, aus dem Haus zu gehen, weil ich so sehr lange schlafe.

Jeden Abend besucht jene Frau, durch meine Haut hindurch, diese Welt. Ich kann sie nicht sehen, weil die Lampe defekt und das Zimmer dunkel ist. Ich kann sie auch nicht hören.

Ich spüre nur, wie meine Knochen ein Zittern weiterleiten. Dann halte ich den Atem an und konzentriere mich auf das Vibrato der Knochen. Ein Ton, der nicht zu Musik werden kann, nein, eine Schwingung, die nicht zu einem Ton werden kann.

Am Morgen ist die Frau gegangen, und ich bleibe lange in meinem Bett liegen. Wenn sich der Nachklang der Schwingungen ganz gelegt hat, und ich mich frage, ob ich wohl aufstehen soll, ist es draußen schon dunkel. Ich steige ins Bad, schminke mich sorgfältig und gehe wieder ins Bett.

»Was arbeiten Sie denn?«

Alle möchten zuerst wissen, was ich tue, wenn ich nicht schlafe, möchten die Namen der Prüfungen und Arbeiten wissen, die ich bisher hinter mich gebracht habe. Als wollten sie mit ihren Eintragungen in mein Curriculum Vitae den Platz für das Sterbedatum besetzen. Aber es sollte ein Curriculum Vitae geben, das mit dem Sterbedatum beginnt. Weil ich keine Zunge habe, kann ich nicht dolmetschen, kann ich, was jene Frau sagt, nicht ins Leichtverständliche übersetzen. Weil ich die Buchstaben vergessen habe, bin ich auch keine Typistin mehr. Die Buchstaben sehen alle gleich aus, wie rostige verbogene Nägel. Daher kann ich nicht einmal mehr die Gedichte anderer abschreiben. Erst recht bin ich kein Photomodell, denn ich bin auf Photos gar nicht zu sehen.
Ich bin ein transparenter Sarg. }



Yoko Tawada

* 1960 in Tokyo, kam 1980 das erste Mal nach Deutschland – mit der transibirischen Eisenbahn – und lebt seit 1982 in Hamburg. Bisher erschienen: *Nur da wo du bist da ist nichts*, japanisch-deutsch, mit einer transparenten Beilage. Außerdem Texte in konkursbuch 16/17, *Japan*; 21, *Reisen* (auf deutsch geschrieben). Die Übersetzungen sind von **Peter Pörtner**. „Eine Autorin, die unserer Jahrhunderte Müdigkeiten nicht erst von ihren Gliedern abstreifen muß und die Sprache beanspruchen kann für Bereiche, die uns höchstens noch im Traum einfallen...“ (Die Schriftstellerin Anne Duden zu Yoko Tawada in der „Süddeutschen“)